GENDER OPEN REPOSITORIUM

„Sie ham mir ein Gefühl geklaut …“ : Queer-feministische Perspektiven auf Bewegungen zwischen Sex und Gefühl

Gammerl, Benno; Woltersdorff, Volker

2014

https://doi.org/10.25595/90

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gammerl, Benno; Woltersdorff, Volker: *„Sie ham mir ein Gefühl geklaut …“ : Queer-feministische Perspektiven auf Bewegungen zwischen Sex und Gefühl*, in: Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien, Jg. 20 (2014) Nr: 2, 27-41. DOI: https://doi.org/10.25595/90.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/fzg.v20i2.17133

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY ND 4.0 Lizenz (Namensnennung - Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/legalcode.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY ND 4.0 License (Attribution - NoDerivates). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/legalcode.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien 20/2: 27-41

Benno Gammerl/Volker Woltersdorff alias Lore Logorrhöe

„Sie ham mir ein Gefühl geklaut …"

Queer-feministische Perspektiven auf Bewegungen zwischen Sex und Gefühl

Zusammenfassung: Dieser Artikel entwirft eine Genealogie der Mobilisierung des Gegensatzes von Sex und Gefühl durch sexualpolitische Emanzipationsbewegungen, um die Auseinandersetzung um den *affective turn* in den Queer Studies und die begrifflichen Distinktionskämpfe um Emotion und Affekt besser zu verstehen. Wir behaupten, dass sich diese an der Körper-Geist-Dichotomie abarbeiten und jeweils unterschiedlich Position beziehen. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre forderte die Befreiung der körperlichen Bedürfnisse und grenzte sich von der geistigen Überhöhung gleichgeschlechtlicher Liebe ab, mit der sich die Homophilen der Nachkriegszeit vom Sex distanzierten. In den 1980er Jahren warfen der sexpositive Feminismus und Teile der Lesbenbewegung ihren Vorgängerinnen vor, Sex als männliche Domäne dämonisiert und verdrängt zu haben. Seit der Jahrtausendwende kamen in den Debatten um die Anerkennung homosexueller Partner- und Elternschaften einerseits und dem Beharren auf der subversiven Kraft des Sexuellen andererseits weitere Variationen dieses Gegensatzes ins Spiel. Wir plädieren dafür, diese theoretischen und politischen Oppositionen zu historisieren und zu relativieren, ohne die treibende Kraft radikaler Alterität ganz aufzugeben.

Schlagwörter: Affective Turn; Körper-Geist-Dichotomie; Homosexuelle Emanzipationsbewegungen; Sexualisierung; Emotionalisierung.

"They nicked a feeling from me …"

Queer-feminist perspectives on movements between sex and feeling

Abstract: This article sketches a genealogy of how the opposition between sex and feeling has been mobilized by sexual emancipatory politics. The authors aim at better understanding the debate around the "affective turn" within Queer Studies and the controversy on the distinction between emotion and affect. The authors argue that these efforts work through the mind/body dichotomy, assuming different positions accordingly. The gay liberation movement of the 1970s claimed to free bodily needs and condemned the idealization of same sex love, by which the post-war homophile movement distanced itself from sex. In the 1980s sex-positive feminists and parts of the lesbian movement accused their forerunners of having demonized and repressed sex as a male domain. Since the turn of the millennium the debates on the recognition of homosexual civil unions and parenthood, on the one hand, and the insistence on the subversive power of the sexual, on the other hand, have introduced further variants of this dualism. The authors advocate historicizing and relativizing these theoretical and political oppositions, yet without abandoning the moving force of radical alterity.

Keywords: affective turn; body/mind dichotomy; homosexual emancipation movements; sexualization; emotionalization.

© 2014 Budrich Unipress. 10.3224/09489975214

Als Vertreter_innen der Queer Studies vor einiger Zeit damit begannen, sich intensiver mit Gefühlen zu beschäftigen, handelten sie sich rasch den Vorwurf ein, die neue Betonung des Emotionalen führe zu einer Vernachlässigung des Sexuellen und setze somit den Kern heteronormativitätskritischen Denkens aufs Spiel (Angerer 2007; vgl. Berlant 2008: 7-11; Sedgwick 2003: 18-20). Diese Unterstellung verweist auf den Gegensatz zwischen Liebe als Fühlen und Sex als Handeln, eine Opposition, die verschiedene queer-feministische Emanzipationsbewegungen auf je besondere Weise ausformten und handhabten. Dabei konnte der Anspruch auf sexuelle Radikalität eine ebenso ausschlaggebende Rolle spielen wie der Vorwurf, die Hinwendung zum Gefühl wirke privatisierend und entpolitisierend. Nolens volens aktualisierten diese Kontrastierungen von Sex und Gefühl immer wieder von neuem die im abendländisch-christlichen Denken dominante Dichotomie zwischen Körper und Geist, deren Wertung allerdings variieren konnte. Dabei galt Sex häufig als rauschhaft und unmittelbar, das Gefühl dagegen als maßvoll sowie sprachlich und kulturell vermittelt. Da die aktuelle Debatte über Gefühle mit der Differenz zwischen körperlich-spontanem Affekt und sozial konstruierten Emotionen ebenfalls eine Unterscheidung verhandelt, die den Zwiespalt zwischen Körper und Geist aufruft (Massumi 2002), scheint es lohnend, die queer-feministische Genealogie dieses Gegensatzes etwas eingehender zu beleuchten, um so zur Klärung der Frage beizutragen, welche Potentiale und Gefahren affekt- oder emotionstheoretische Ansätze jeweils bergen.

Dieses kritisch relativierende Unterfangen konzentriert sich auf vier Konfliktkonstellationen. Anfang der 1970er Jahre stritten, erstens, Homophilen- und Schwulenbewegung unter anderem darum, ob geistige Gefühle oder körperlicher Sex im Zentrum des Selbstverständnisses und der Selbstdarstellung gleichgeschlechtlich liebender oder begehrender Männer stehen sollten (vgl. Pretzel/Weiß 2012: 16-21). In den Jahren um 1980 tobten dann, zweitens, die sogenannten Sex-Kriege innerhalb der lesbisch-feministischen Bewegung (vgl. deren Darstellung in Duggan/Hunter 1995): Während die radikalen Feministinnen versuchten, eine Sphäre gefühlvoller weiblicher Homosozialität zu etablieren, die Schutz vor der sexuellen Bedrohung durch patriarchale Gewalt bieten sollte, propagierten ihre sexpositiven Kontrahentinnen eine lustvolle Aneignung des sexuellen Spiels mit Dominanz und Unterwerfung. Drittens konkurrierten seit der Jahrtausendwende im breiten Feld nicht-heteronormativer Lebensentwürfe sexradikale Widerstandsstrategien mit einem Integrationsstreben, das – beispielsweise im Bild der Regenbogenfamilie oder der Homo-Ehe – weniger die sexuelle Dissidenz als vielmehr Gefühle der Zuneigung, der Verantwortung und der Fürsorglichkeit in den Vordergrund rückte (vgl. Bubeck 2000; Grau 2001). In den queer-feministischen Debatten über Gefühle, denen sich der vierte Abschnitt schließlich widmet, schwingen alle diese Positionen, Auseinandersetzungen und Entwürfe in gewisser Weise mit. Während das Affektparadigma körperliche und nicht-repräsentationale Unmittelbarkeit betont, beharrt das Emotionsparadigma auf der Bedeutung geistiger, sprachlicher und gesellschaftlicher Vermittlungen und Regulierungen (vgl. Gammerl/Hitzer 2013).

Im Zentrum der folgenden Überlegungen steht also eine Reihe von untereinander verknüpften Oppositionen. Die Gegenüberstellung von Affekt und Emotion wiederholt gewissermaßen den Gegensatz zwischen körperlichem Sex und geistigem Gefühl innerhalb der emotionalen Sphäre. Aus dieser Perspektive ermöglicht es der Affektbegriff queer-theoretischen Ansätzen, sich vom Sex zu entfernen, ohne vom Körper zu lassen. Das ist besonders reizvoll, wenn man davon ausgeht, dass nicht der Sex, sondern der Körper Wege ins Außen der symbolischen Ordnung und ins Jenseits der gesellschaftlichen Konventionen eröffnet. So verstanden, gerät die Hinwendung zum Affekt zur radikalen Geste. Die Betonung des Körpers wirft jedoch umgehend weitere Fragen auf: Wenn die Unterscheidung zwischen Affekt und Emotion das Feld des Gefühls spaltet, durchzieht dann nicht ein ähnlicher Riss den entgegengesetzten Pol des Sexuellen? Zerfällt dieser nicht ebenfalls in eine körperlich-natürliche und eine geistig-gesellschaftliche Dimension? Während das Alltagsverständnis meist Ersterer zuneigt, betonen psychoanalytische und diskursanalytische Ansätze die Prägung des Sexuellen durch die symbolische Ordnung und durch Machtverhältnisse. So gesehen spiegelt die Unterscheidung zwischen Affekt und Emotion nicht nur den Gegensatz zwischen Körper und Geist, sondern auch den zwischen ursprünglich-universellem Sex und psychisch oder gesellschaftlich strukturierter Sexualität. Damit verweist die aktuelle Debatte über Affekt und Emotion letztlich auch auf die vage Trennlinie, die Michel Foucault zwischen „die Körper und die Lüste“ und das „Sex-Begehren“ (beide: Foucault 1983: 187) gezogen hat (vgl. auch Butler 1999).

Diese Spiegelungen und Verknüpfungen werfen eine Reihe von Fragen auf: Lassen sich Sex und Gefühl überhaupt klar voneinander unterscheiden? Welche Konstellationen verknüpfen Sexualisierung mit Entemotionalisierung oder umgekehrt Entsexualisierung mit Emotionalisierung? Inwiefern können Sex und Gefühl auch anders miteinander vermittelt werden? Diesen Fragen möchten wir entlang der oben skizzierten Konfliktlinien nachgehen.

Zwischen homophilem Geist und schwulem Körper

Das sexuelle Begehren spielte in der Zeitgeschichte der Homosexualitäten eine herausragende und ambivalente Rolle. Erzählungen über die Entdeckung oder Herausbildung der eigenen sexuellen Wünsche dienten immer wieder der Selbstvergewisserung in einem meist feindlichen Umfeld. Verweise auf eine rein gefühlsmäßige Nähe zu gleichgeschlechtlichen Partner_innen boten demgegenüber die Chance größerer Offenheit und Flexibilität, bargen aber zugleich das Risiko, die Liebe hinter dem Freundschaftscharakter unsichtbar zu machen. Umgekehrt gründete die größere Stabilität und Plausibilität sexueller Selbstverortungen in einer langen psychiatrischen und strafrechtlichen Tradition, die Homosexualität in pathologisierender und diskriminierender Absicht auf sexuelle Dimensionen reduzierte (vgl. Müller 1991). Anders liebende und begehrende Menschen wurden so vom romantischen Projekt einer Verschmelzung von Sex und Liebe ausgeschlossen. Historisch lassen sich zwei Reaktionen auf

diese Tendenz zur Sexualisierung unterscheiden: eine gegenläufige Betonung des Emotionalen sowie ein selbstbewusstes Aufgreifen und Umwerten der pejorativen Sexualisierung.

Die erste, entsexualisierende Strategie verfolgte die Homophilenbewegung der 1950er und 1960er Jahre. Ihre Vertreter hoben das Gefühl hervor und betonten dessen geistige Aspekte im Unterschied zur Körperlichkeit des Sexuellen:

> [B]ei der Liebe zwischen Mann und Mann [sollte man] eben nicht nur von der Homo- s e x u a l i t ä t sprechen […], sondern anstelle dieses Wortes einen Ausdruck suchen […], der auch das Seelische, das Gefühl, das auch den Geist Einschliessende einer solchen Neigung umfassen [kann]. (Rheiner 1962: 6)

In diesem Sinn sollten die Begriffe Homophilie und Homoerotik das „Inferno der Gefühllosigkeit und Geistlosigkeit" vermeiden, in das die Fixierung auf den Sex führe, und stattdessen „das körperlich-seelisch-geistige Aufgehen im andern gleichgeschlechtlichen Gefährten [als] ein hohes Ideal der Lebensführung" hervorheben (alle: Rolf 1961: 2). Dieses durch den Geist veredelte Gefühl versprach – neben einem bildungsbürgerlichen Distinktionsgewinn – auch einen besseren Schutz gegen die diskriminierende Sexualisierung.

Für die zweite Strategie eines selbstbewussten Umwertens des Sexuellen entschied sich die Schwulenbewegung der 1970er Jahre. Sie verankerte ihre Identität im gleichgeschlechtlichen Begehren, betonte dessen Unvereinbarkeit mit der herrschenden Sexualmoral und nutzte den Sex als Stein des Anstoßes im Kampf gegen die Stigmatisierung. Durch das affirmative Aufgreifen der „verächtliche[n] Vokabel ‚schwul'" wollte man den damit verbundenen „höhnischen Attacken" mit einem „Stolz" begegnen (alle: Rexhausen 1971: 16), der die Schwulen gegen die von der Diskriminierung hervorgerufenen schlechten Gefühle, wie Angst und Scham, immunisieren sollte. Zudem hofften die Aktivisten, die Aneignung des Stereotyps vom hypersexualisierten Perversen könne eine gesellschaftsverändernde Schockwirkung entfalten: „Unser Arschloch ist revolutionär" (Hocquenghem 1979: 124). Dadurch lösten sie den körperlichen Sex aus der homophilen Privatsphäre und brachten ihn auf die öffentliche Bühne des Politischen, was sozusagen eine emanzipatorische Veredelung des Sexuellen bewirkte. Die „Befreiung der schwulen Sexualität" sollte „gesellschaftliche[n] Bedingungen" den Weg ebnen, „die [es] jedem Menschen erlauben mit jedem anderen Menschen, gleich welchen Geschlechts, sexuelle Beziehungen einzugehen" (Initiativgruppe Homosexualität Bielefeld [IHB] 1979, zit. nach Salmen/Eckert 1989: 56).

Mit diesem solidarischen Verständnis von Sex konnte die Schwulenbewegung auch ihrem Bedürfnis gerecht werden, sich von der Klappen- und Barszene abzugrenzen. Während sie deren Form der Lust als gefühllos, egoistisch, konkurrenzorientiert und kommerziell kritisierte, reklamierte sie zugleich für sich weder ‚spießig' noch ‚lustfeindlich' zu sein. Sex wurde zwar ausdrücklich bejaht, sollte aber „nicht nur Wettbewerb sein und der Selbstbestätigung dienen", sondern „zur Verständigung beitragen" (alle: Praunheim/Dannecker 1976: 197): „Die Spießer nennen uns [zwar] Warme, aber die meisten von uns sind

kalt und verklemmt“ (ebd.: 199). Im Begriff des „Warmen“ scheint hier zudem eine bewusste Aneignung der pejorativen Feminisierung des männlichen Homosexuellen auf. Indem die Schwulen – wie im Berliner Tuntenstreit von 1973 – die Geschlechtergrenzen infrage stellten, kritisierten sie auch das mit Kälte, Härte und Rationalität verknüpfte patriarchale Männlichkeitsbild, das für das maskulinistische Selbstverständnis der Homophilen prägend war. Demgegenüber betonten die Aktivisten der 1970er Jahre die Verwundbarkeit und das emotionale Potential des männlichen Körpers.

Die Betonung des Sexuellen implizierte also im Falle der Schwulenbewegung ein ganz bestimmtes Verständnis von Körperlichkeit und Sex, das nicht unbedingt mit einer Marginalisierung von Gefühlen einherging. Einerseits konzentrierten sich psychoanalytische Auseinandersetzungen mit Sexualität auf deren nicht-körperliche Dimension, die auch die zunehmende Psychologisierung der Coming-out-Bewegung in den 1980er Jahren ins Zentrum rückte. Andererseits oszillierte das Verhältnis der Schwulen zur Liebe zwischen der Ablehnung von Intimitätsmustern, die als durch und durch heterosexuell galten (vgl. Hocquenghem 1974), und der Forderung nach „schwule[r] Liebe“, die die Gruppe „Brühwarm“ erhob: „Sie ham mir ein Gefühl geklaut, und das heißt Liebe“ (Brühwarm 1979). Das Verhältnis zwischen Sex und Gefühl blieb dennoch problematisch. Während die vorrangig auf marktförmiger Promiskuität beruhende Schwulenszene eine relative Autonomie des Sexuellen förderte, war gleichzeitig von der „Tragik jener Generation“ die Rede, „die sich vorgenommen hat, die Sexualität leichtzunehmen und in ihrer Absicht beständig von dem Zwang zur Liebe gestört wird“ (Dannecker 1984: 14). Martin Dannecker zufolge scheiterte der schwulenbewegte Versuch einer konfliktfreien Vermittlung von Sex und Gefühl also genau dort, wo bestimmte, auf Paarbeziehungen ausgerichtete Liebesmuster der angestrebten emotionalen und sexuellen Leichtigkeit in die Quere kamen.

Zwischen radikal-feministischer Machtkritik und sexpositiven Lüsten

Anfang der 1980er Jahre wurden die Gegensätze zwischen Körper und Geist, Lust und Gefühl, Sex und Liebe in einer ähnlichen und doch ganz anderen Konstellation mobilisiert (vgl. Duggan/Hunter 1995). Damals verlieh die zunehmende Sichtbarkeit von Lesben innerhalb der feministischen Bewegung hetero-, bi-, homo- und anderen sexuellen Wünschen von Frauen neue Bedeutung. Der bisher vorherrschende Begriff von Weiblichkeit wurde zunehmend als homogenisierend und essentialisierend kritisiert, ebenso wie die angebliche Lustfeindlichkeit des Feminismus der 1970er Jahre. Gegen diese ‚Erotophobie‘ setzten die sexpositiven Rebellinnen eine Bejahung der körperlichen Lust. Diese vorbehaltlose Affirmation stieß wiederum auf Kritik der radikal-feministischen Gegenseite, die ihrerseits die Verwobenheit der Sexualität in patriarchale Machtstrukturen betonte.

Bei genauerer Betrachtung trafen in dieser polemischen Auseinandersetzung allerdings nicht Befürworterinnen und Kritikerinnen von Sex aufeinander,

sondern vielmehr unterschiedliche Perspektiven auf Sex und Sexualität. Praktiken der „Selbstliebe" (Lorez 1977: 32) und ein positives Verhältnis zu „meine[r] ureigene[n] Sexualität" (ebd.: 31) lagen den radikalen Feministinnen durchaus am Herzen. Gleichzeitig verknüpften sie Sexualität jedoch eng mit einer in erster Linie körperlich verstandenen Gewalt sowie mit „Unterwerfungs- und Unterlegenheitsphantasien" (Plogstedt 1978: 7), die die Dominanz männlicher Täter über weibliche Opfer perpetuierten (vgl. auch Perincioli 1980; Glick 2000). Der Wille zur Überwindung dieser Hierarchien äußerte sich in der Ablehnung von lesbischen *butch/femme*-Beziehungsmustern oder Sexpraktiken, innerhalb derer Frauen sowohl ‚feminine' als auch ‚maskuline' Rollen übernahmen. Stattdessen propagierten die radikalen Feministinnen eine Strategie der Androgynität. Die darin mitschwingende Hoffnung auf eine gleichberechtigte und gewaltfreie Sexualität verspottete die sexpositive Seite als „Eierkuchen-Sexualität" (Sichtermann 1981: 6) und hielt dagegen, dass Sex ohne Gewalt und Gefahr nicht zu haben sei: „Lust und Unlust sind Erfindungen des Geistes. Der Körper kennt nur Wollust und Schmerz" (Lenk 1981: 54). Anstatt Dominanzgesten zu ächten, komme es deswegen darauf an, sich bisher als typisch männlich verachtetes sexuelles Verhalten anzueignen. Letztlich strebte der sexpositive Ansatz also danach, allen Beteiligten „passive Aktivität und aktive Passivität" (ebd.) zu ermöglichen.

Der Konflikt zwischen sexpositiven und radikalen Feministinnen verhandelte allerdings nicht nur unterschiedliche Vorstellungen von Sex und Sexualität, sondern auch unterschiedliche Perspektiven auf Gefühle. Die sexpositive Seite warf ihren radikal-feministischen Gegnerinnen vor, dass diese unhinterfragt das Stereotyp der gefühlvollen Weiblichkeit übernähmen und so die „Liebe unter Frauen" entsexualisierten, indem sie deren „Geilheit" ausblendeten (N.N. 1980: 13). Daraus resultiere eine unnötig enge Verknüpfung zwischen Sex und einem „Geborgenheitsgefühl" (G. 1980: 8), das nur eine langfristige emotionale Bindung bieten könne. Demgegenüber sprachen sich sexpositive Feministinnen allerdings mitnichten für emotionslosen, sondern eher für gefühlvollen und zugleich unkomplizierten Sex aus. Allenfalls radikal-feministische Stimmen erhoben mitunter den Vorwurf, dass die Betonung des Sexuellen in einer gefühllosen „Hetze nach dem Orgasmus" enden müsse (Antje 1980: 15). Daneben warnten die radikalen Feministinnen vor den kommerzialisierenden und insbesondere entpolitisierenden Auswirkungen der sexpositiven Strategie.

Letztlich lässt sich die Gegenüberstellung von Sex und Gefühl also nicht eindeutig als Gegensatz von Körper und Geist fassen und keiner der Pole jeweils einer der beiden streitenden Parteien zuweisen. Im Kontext feministischer Debatten durchaus gängige Formulierungen wie „emotionaler Orgasmus" (N.N. 1977: 8), die den Gegensatz zwischen Sex und Gefühl überbrückten, erschweren eine solche Simplifizierung ebenso wie Plädoyers für eine größere sexuelle Offenheit, die diese zumindest teilweise von ihrer körperlichen Dimension entfernten: „Sexualität kann so für mich die intensivste Form von – eben nicht ‚nur' körperlicher – Selbsterfahrung und Kennenlernen des anderen sein" (Petersen 1981: 34). Im Konflikt zwischen sexpositiven und radikalen Feministinnen spielte sowohl die Trennung von Sex und Gefühl als auch deren Aufhebung eine aus-

schlaggebende Rolle. Diese Ambivalenz ergab sich vor allem aus dem Umstand, dass beide Seiten Sex wie Gefühl als körperliche Phänomene wertschätzten, während die idealistische Überhöhung geistiger Dimensionen allen Kontrahentinnen fremd war. An diesem Punkt unterscheidet sich der Konflikt zwischen radikalen und sexpositiven Feministinnen deutlich von der Auseinandersetzung zwischen der Homophilen- und der Schwulenbewegung. Die Kontrahentinnen waren sich gerade in der Überzeugung einig, dass sich Sex und Gefühl überhaupt nicht trennen ließen und dass letztlich beide emanzipatorisch-politische Wirkungen entfalten könnten.

Zwischen gefühlsbetontem Integrationsstreben und sexradikalen Widerstandsstrategien

Eine wiederum andere Konstellation der Polarisierung von Sex und Gefühl formierte sich seit der Jahrtausendwende, als die sexpositive und queer-politische Betonung sexueller und geschlechtlicher Transgression zunehmend aus transsexueller (vgl. Genschel 2003), feministischer (vgl. Glick 2000) und asexueller (vgl. Bogaert 2012) Perspektive in die Kritik geriet. Lesbische Aktivistinnen lehnten die zunehmende Sexualisierung homosexueller Selbstdarstellungen ab, weil sie – angesichts der pandemischen Präsenz sexualisierter Frauenkörper im heteronormativ strukturierten öffentlichen Raum – solche Strategien weder anwenden noch gutheißen konnten. Queer-feministische Kritiker_innen stießen sich außerdem auch am ‚Lookism‘ des sexualisierten Erscheinungsbildes, das durch den Ausschluss ‚unansehnlicher‘ Körper Attraktivitätsnormen produzierte, die unter anderem eine bestimmte Form des schwulen Männerkörpers privilegierten (vgl. Tietz 2012). Ferner kritisierte die Asexuellenbewegung die Fokussierung auf das Sexuelle, weil diese unterstelle, dass sich jeder Mensch für Sex begeistern können müsse. Demgegenüber betonten asexuelle Aktivist_innen interessanterweise die Gefühlsintensität nicht-sexueller Kontakte, wobei sie jedoch weder als lustfeindlich noch als „antisexuell“ gelten wollten (Anette 2010: 7). Damit folgte diese historisch neue Selbstpositionierung insofern einer paradoxen Logik, als sich die Asexuellen einerseits innerhalb des politischen Spektrums sexueller Dissidenzen verorteten, andererseits aber das Primat des Sexuellen infrage stellten, auf dem dieses Spektrum basierte.

Am deutlichsten äußerte sich die Kritik am ‚Sex-Hype‘ in einem weit verbreiteten Unbehagen an den hypersexualisierten Inszenierungen der CSD-Paraden. Diese stellten, so das Argument, die Trans- und Homosexuellen in einer exotischen Nische aus und erschwerten ihnen so den Zugang zur ‚seriösen‘ politischen Auseinandersetzung. 2009 reagierten die Organisator_innen des Kölner CSD auf diese Kritik, indem sie – im Namen von Liebe und Rücksichtnahme – zur Mäßigung aufriefen. Zwar sei für „manche Teilnehmerinnen und Teilnehmer […] ein gewisses Maß an Freizügigkeit“ unerlässlich, aber dennoch sollten sie „Taktgefühl beweisen“ und die selbst eingeforderte „Toleranz“ nicht durch „maßlose Provokation überstrapazier[en]“ (Kölner Lesben- und Schwulentag e.V. 2009: 2,

§4). Ein Kommentator las dies als Domestizierungsversuch: „Nun sind die Zeiten prüder geworden; wichtiger als Sex sind *family values*“ (Feddersen 2011).

Eine gewisse Konjunktur familiärer Werte und Gefühle, wie Fürsorglichkeit und Liebe, kann man bereits in den 1990er Jahren beobachten. Nicht zuletzt, weil neue Behandlungsmöglichkeiten und deren Finanzierung durch die Krankenversicherung die Aids-Krise entschärften, verloren sexuelle Praktiken an politischer Brisanz. Stattdessen traten emotionale Dimensionen in den Vordergrund. Diese Entwicklung begünstigte beispielsweise die Formulierung „Mein Sohn liebt Männer“ (Zinn 1993) gegenüber der Wendung ‚Mein Sohn hat Sex mit Männern‘, die in der HIV-Präventionsforschung üblich gewesen wäre.

In den 1990er Jahren kristallisierte sich mit der sogenannten Homo-Ehe zudem ein politischer Horizont heraus, der auch nach Einführung der eingetragenen Lebenspartnerschaft in der Bundesrepublik im Jahr 2001 vielen Aktivist_innen weiterhin als Zielmarke dient. Sie fordern bis heute die schrittweise Gleichstellung mit der Ehe und die Anerkennung der Gleichwertigkeit von sogenannten Regenbogenfamilien mit heterosexuellen Verwandtschaftsformen. Liebe und die Bereitschaft, für Partner_innen und Kinder zu sorgen, dienen dabei häufig als strategische Embleme der angestrebten Integration und Gleichheit. In diesem Sinn forderte 2007 eine Kampagne „Gleiche Liebe, gleiches Recht!“ (LSVD 2007) und ersetzte der CSD im Südtiroler Brixen 2007 den rosa Winkel, der an die Verfolgung von Homosexuellen im Nationalsozialismus erinnert, durch ein rosa Herz unter dem Motto „We are family!“ (Centaurus 2007). Dieser Slogan (vgl. auch Zürich Pride 2002; CSD Freiburg 2007; CSD Leipzig 2008; CSD Schwerin 2013) hebt emotionale Bindungen hervor und blendet sexuelle Motive weitgehend aus. Dabei werden diese allerdings nicht mehr – wie noch in der Homophilenbewegung – beinahe panisch abgewehrt, sondern vielmehr relativiert und entpolitisiert. Beide Tendenzen implizieren jedoch eine Nachordnung des Körperlichen gegenüber dem Geistigen.

Diese Strategien stoßen auch auf Kritik. Die integrative Gleichstellung durch Imitieren der Normfamilie werten manche als „Heteronormalisierung“ (Hark/Laufenberg 2013). Andere kritisieren die entsexualisierende Fokussierung auf Ehe und Familie (Berlant 2001; Nay 2013), wobei mitunter auch von „homonormativen“ (Duggan 2003: 50) Regulierungen nicht-heterosexueller Lebensweisen im Sinne konsumkapitalistischer Verwertbarkeit die Rede ist. Dagegen mobilisieren einige wiederum den Sex als subversive Kraft (Berlant/Edelman 2014). Auch sexradikale Aktivist_innen beharren auf dem körperlichen Widerstandspotenzial (MacKendrick 1999; kritisch dazu vgl. Weiss 2011). Sie veranstalten Sexpartys und Workshops, um lustvolle Körpertechniken zu erlernen oder Sex-Spielzeuge zu basteln (Brown 2007; Bauer 2012). Damit knüpfen sie an sexpositive Traditionen an, verfolgen jedoch keine simple Strategie der sexuellen Befreiung durch das Ablegen falscher Hemmungen. Stattdessen spielen der Respekt für die scham- und angstbehafteten Grenzen der Partner_innen, sexualethische Fragen und die Aushandlung von Regeln eine zentrale Rolle (vgl. Woltersdorff 2008). Die Sexradikalen legen – der radikal-feministischen Kritik entsprechend – großen Wert auf die spezifische Ausgestaltung der Sexualität jenseits der Norm. In diesem Zusammenhang messen sie gerade ‚unse-

ligen‘ Gefühlen wie Scham eine hohe Bedeutung als psychischen Spuren eines widerständigen Körpers zu (Halperin 2007; Bersani 2008). Somit streben die Sexradikalen in gewisser Weise an, das radikale Potential des Körperlichen mit der kritischen Kraft des Geistigen zu versöhnen, anstatt die beiden Dimensionen voneinander zu trennen.

Queer-feministische Kontroversen um Affekt und Emotionen

Die Aufwertung ambivalenter Gefühle wie Scham, Melancholie und Trauer kennzeichnet ebenfalls die queer-feministischen Annäherungen an Affekt und Emotionen, die in den letzten Jahren vor allem der US-amerikanische Wissenschaftsdiskurs hervorbrachte. Diese Debatten sind allerdings nicht nur mit dortigen Bewegungszusammenhängen, sondern auch – wie der letzte Abschnitt zeigte – mit aktivistischen Szenen im deutschsprachigen Raum eng verwoben. Das Kritisieren von integrativen Liebes- und Familienrhetoriken als „homonormativ“ (Duggan 2003: 50), die Ablehnung des schwulenbewegten Stolzes – Gay Pride – und der Zweifel an der Hoffnung auf Glück angesichts ihrer Verwertbarkeit im Sinne des neoliberalen Zwangs zur Selbstoptimierung weckten das theoretische Interesse an schlechten Gefühlen (vgl. Cvetkovich 2003; Love 2007; Halperin/Traub 2009; Lorenz 2009, Ahmed 2010). Diese von den Liebes-, Erfolgs- und Glücksnarrativen marginalisierten Gefühle betonen nicht nur das subversive Potential nicht-heterosexueller Lebensweisen, sondern ermöglichen auch neue Allianzen gegen Rassismus, Sexismus, Klassismus und Behindertenfeindlichkeit (vgl. Muñoz 2000; Gutiérrez-Rodríguez 2010; Puar 2012). Gleichzeitig reagierte die theoretische Auseinandersetzung mit Gefühlen auf die Emotionalisierung homophober und anti-feministischer Rhetoriken, die nicht nur die Formulierung besserer Argumente, sondern auch eine Politisierung der Affekte zu erfordern schien. Diese Gegen-Emotionalisierung provozierte die Frage, ob mit dem sexuellen Begehren nicht auch die spezifische Radikalität queer-theoretischen Denkens aus dem Blick geriete (Angerer 2007; Halley/Parker 2011).

Wenn man sich die Genealogie des Gegensatzes zwischen Sex und Gefühl und der damit eng verwandten Körper/Geist-Dichotomie vor Augen führt, so fällt an diesem Punkt auf, dass der Affekt als körperlich-unmittelbare Kraft von den Emotionen als geistig-kognitiven, sprachlich vermittelten und sozial regulierten Phänomenen abgegrenzt wird (vgl. Massumi 2002; Thrift 2007). Diese Unterscheidung ist für queer-feministische Ansätze reizvoll, weil sie erlaubt, das Abwenden vom Sex als ein Hinwenden zur affektiven Körperlichkeit zu deuten (vgl. Probyn 2005; Munt 2008). Anders als das ‚Gefühl‘ im homophilen Verständnis impliziert ‚Affekt‘ weder Vergeistigung noch Körperferne. Vielmehr ersetzt der *affective turn* das – aus psychoanalytischer wie diskursanalytischer Sicht zweifelhafte – subversive Potential des Sexuellen durch die transgressive Kraft des Affektiven. Folglich privilegieren Annäherungen an den Affekt häufig dessen Körperlichkeit, die – so die Behauptung – eine materielle Wirklichkeit außerhalb sprachlicher und sozialer Konventionen zu erschließen verspreche (Hemmings 2005: 550). Diese transgressive Hoffnung erinnert sowohl an schwu-

le, sexpositive oder sexradikale emanzipatorische Utopien als auch an Foucaults raunende Formulierung von den „Körpern und Lüsten", die sich nicht in den Zwängen des „Sex-Begehrens" verfangen würden (beide: Foucault 1983: 187).

Während solche Annäherungen an das Gefühl mit der Unterscheidung zwischen Affekt und Emotionen die Opposition zwischen Körper und Geist nur in eine neue Konstellation übersetzen und deshalb aus unserer Sicht problematisch sind, ziehen andere affekttheoretische Ansätze weniger klare Grenzen und eröffnen damit differenziertere Perspektiven. Eve Sedgwick (2003) entfernt sich zwar ebenfalls von sexuellen Fragen und privilegiert zugleich den Körper als Ort des Affekts, denkt diesen aber eher von der Potentialität des Unbestimmten als von der radikalen Subversion her. Sie kritisiert queer-theoretische Ansätze für ihren ausschließlichen Fokus auf die sprachliche Konstruktion von Wirklichkeit und den Zwang, das hegemoniale Regime des Machtwissens überall aufspüren und unterlaufen zu müssen. Diese Suche nach einem Außerhalb oder Dahinter beschreibt Sedgwick als paranoid und empfiehlt stattdessen einen affektbasierten und heilenden Bezug zur Welt (ebd.: 123-151). Kritiker_innen werfen ihr vor, sie vernachlässige dabei sowohl die intentional-geistige Dimension als auch die sozio-kulturelle Spezifik der Gefühle und betrachte diese stattdessen als körperliche und universale Reaktionsmuster. Dieser Affektbegriff entbinde die Einzelnen von der Verantwortung für ihr Handeln (Leys 2011) und erschwere machtkritische Perspektiven (Hemmings 2005). Diese ernstzunehmenden Argumente beruhen allerdings auf einer simplifizierenden Lesart Sedgwicks, die Affekte nicht losgelöst von ihrem gesellschaftlichen Umfeld betrachtet, sondern vielmehr die Fluidität und Unbestimmtheit affektiver Weltbezüge betont. Diese erschlössen die „middle ranges of agency", wo die Gegensätze zwischen Subversion und Konvention oder zwischen Körper und Macht ihre Bedeutung verlören und sich „effectual creativity or change" ereignen könnten (Sedgwick 2003: 13).

Noch deutlicher und damit für unsere Argumentation noch hilfreicher, umgehen die Vertreter_innen des *Chicago Feel Tank* die Unterscheidung zwischen Affekt und Emotion und den damit verknüpften Widerspruch zwischen Körper und Geist. Obwohl die Benennung dieses Zusammenhangs – in der Abgrenzung vom Think Tank – eine Distanz zwischen körperlichem Fühlen und geistigem Denken zu markieren scheint, versteht dieser Ansatz Affekte mitnichten als das radikal Andere der Vernunft, als außerhalb von diskursiven Formationen und sozio-ökonomischen Machtbeziehungen liegende Phänomene. Stattdessen steht die Verwobenheit von Affekt und Macht im Zentrum des Interesses (vgl. Cvetkovich 2003; Berlant 2008; Bargetz/Sauer 2010; Hemmings 2012). Affekte und Emotionen gelten dabei nicht als per se widerständig oder unbeherrschbar, sondern als von sprachlichen und politischen Strukturen geprägt und damit auch als mögliche Werkzeuge und Effekte der Unterdrückung. Ihr Potential erschöpft sich jedoch nicht in ihren jeweiligen Aktualisierungen und bewahrt damit einen transgressiven Rest (Gould 2010: 25-28). Aus dieser Perspektive geraten Gefühle als Motoren des Protests ebenso in den Blick wie Verknüpfungen von Affekt und Geist, die in Formulierungen wie „affective knowledge" (Berlant 2008: 2) oder „the critical intelligence of affect" (ebd.: 20) anklingen und die Opposition

von Emotionalität und Reflexivität aufheben. Wir halten diese Denkbewegung für besonders anschlussfähig und inspirierend, weil sie den nicht immer klar benennbaren, körperlichen, aber nicht geistlosen Gefühlen in theoretischen wie in aktivistischen Zusammenhängen breiten Raum einräumt.

Fazit

Wie dieser Durchgang durch die Zeitgeschichte sexualpolitischer Bewegungen gezeigt hat, greift der *affective turn* in mehrfacher Hinsicht argumentative Strategien früherer Debatten auf. Das gilt sowohl für die Betonung des Körpers auf der Suche nach einem Außen von Bedeutungen, Konventionen und Machtverhältnissen als auch für das Ausweichen auf Gefühle beim Versuch, der Dominanz des Sexuellen zu entgehen. Interessanterweise entfalteten sich dabei immer wieder andere Konstellationen des Gegensatzes zwischen Sex und Gefühl, die ihrerseits immer wieder auf je besondere Weise das Verhältnis zwischen Körper und Geist reartikulierten. Während die Homophilen gegen die diskriminierende Sexualisierung der Homosexuellen deren edle Gefühle ins Spiel brachten, setzte die Schwulenbewegung auf ein selbstbewusstes Ausstellen sexueller und körperlicher Devianz, wobei sie Gefühle mitnichten ausschloss, sondern vielmehr auf eine Immunisierung gegen ambivalente und schlechte Gefühle abzielte. Für die Homophilenbewegung läuft also – um auf eine unserer eingangs gestellten Fragen zurückzukommen – die Strategie einer Emotionalisierung auf eine Entsexualisierung hinaus. Doch bereits auf der schwulenbewegten Gegenseite entsprach die umgekehrte Strategie einer Sexualisierung nicht mehr einer Entemotionalisierung. Noch weniger lassen sich die späteren Konstellationen in einem solchen Sinne simplifizieren. Die radikalen Feministinnen betonten den schützenden und heilsamen Charakter rein weiblicher Gefühlsräume, während ihre sexpositiven Kontrahentinnen die unvermeidliche und aus ihrer Sicht lustvolle Ambivalenz jeder emotionalen und sexuellen Beziehung hervorhoben. Beide Positionen räumten dabei allerdings dem Körper als Medium der Emanzipation einen herausragenden Stellenwert ein, wobei radikal-feministischerseits dessen Befreiung aus patriarchalen Strukturen, sexpositiverseits dagegen dessen universales Potential zur Grenzüberschreitung im Vordergrund stand. Daraus resultierten unterschiedliche utopische Vorstellungen von Sex, die entweder Harmonie und Gleichberechtigung oder ein kreatives Aufgreifen des sexuellen Spiels mit Dominanz und Unterwerfung propagierten. Auch die Sexradikalen hofften auf die Befreiungskraft des Sexuellen und betonten zugleich widerspenstige Gefühle, wie Scham, die ein partnerschaftliches Aushandeln notwendig machten. Auf dieser Grundlage mobilisierten sie das transgressive Potential des Körpers gegen dessen Ausblenden in der Ikonisierung sogenannter Regenbogenfamilien und Homo-Ehen. Die stärker auf die integrative Kraft des Emotionalen setzende Strömung tendierte dagegen, ähnlich wie die Homophilen, zur Entsexualisierung, die hier wiederum mit einer Emotionalisierung korrespondierte.

Aus diesen Beobachtungen lassen sich unserer Meinung nach einige für die gegenwärtige affekttheoretische Debatte anregende Schlussfolgerungen ziehen: Der Umstand, dass die Bejahung des Sexuellen häufig mit geschlechterüberschreitenden und entnaturalisierenden Figuren und Praktiken korrespondierte, während die Betonung der Gefühle oft mit polarisierenden und essenzialisierenden Tendenzen einherging, verweist auf die Gefahr, in der Beschäftigung mit Affekt die Kritik heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit aus den Augen zu verlieren. Der Umstand, dass sich Sexualisierung ebenso als emanzipatorisch wie als diskriminierend beschreiben lässt, legt darüber hinaus nahe, von einer ausschließlichen Fokussierung auf das grenzüberschreitende Potential des Körpers abzusehen. Außerdem gilt es, sich angesichts der in den Debatten aufgerufenen einander widersprechenden Bedeutungen sowohl von Sex als auch von Gefühl vor einem monolithischen Verständnis dieser Phänomene zu hüten. Schließlich deuten die wiederholten Bezüge auf die Dichotomie von Körper und Geist darauf hin, dass auch affekttheoretische Ansätze diese nicht endgültig überwunden haben. In der Unterscheidung zwischen körperlichem Affekt und geistigen Emotionen sind ihre Spuren zwar besonders deutlich erkennbar, der Gegensatz bleibt aber auch darüber hinaus virulent. Deswegen plädieren wir dafür, auf der Präsenz geistiger Dimensionen im Affektiven sowie körperlicher Züge im Emotionalen zu beharren. Die eingangs gestellte Frage nach der Trennbarkeit von Sex und Gefühl beantworten wir daher negativ. Dagegen verweisen argumentative Figuren wie der „emotionale[] Orgasmus“ (N.N. 1977: 8) aus der Zeit der Sex-Kriege, die besonnene Lust der Sexradikalen oder der intelligente Affekt im Denken des *Chicago Feel Tank* in die unseres Erachtens richtige Richtung. Statt den damit umkreisten Antagonismus also einfach zu verabschieden, kommt es vielmehr darauf an, sich selbst bei dessen Aktualisierung zu beobachten, ohne gleichzeitig den Sinn und das Gespür für die politisch wie theoretisch reizvollen Figuren der Überschreitung, des Außen, des Risses oder der radikalen Alterität zu verlieren. Denn die Möglichkeit, sich daneben zu fühlen, bleibt liebenswürdig und begehrenswert.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Benno Gammerl
Max-Planck-Institut für Bildungsforschung,
Lentzeallee 94, 14195 Berlin
gammerl@mpib-berlin.mpg.de

Volker Woltersdorff
ICI Berlin,
Christinenstraße 18/19, Haus 8, 10119 Berlin
punkpoet@zedat.fu-berlin.de

Literatur

Ahmed, Sara (2010): The Promise of Happiness. Durham: Duke Univ. Press.

Anette (2010): Wer „A“ sagt muss nicht „B“ sagen. Ein sexpositives Zine über A_sexualität. o.O.: Selbstverlag.

Angerer, Marie-Luise (2007): Vom Begehren nach dem Affekt. Zürich/Berlin: Diaphanes.

Antje (1980): Mit einer Frau zu schlafen, die lieber ein Mann wäre. In: Lesbenstich 1, S. 15.

Bargetz, Brigitte/Sauer, Birgit (2010): Politik, Emotionen und die Transformation des Politischen. Eine feministisch-machtkritische Perspektive. In: ÖZP 39, 2, S. 141-155.

Bauer, Robin (2012): Spielplätze und neue Territorien – Das Erfinden von alternativen Geschlechtsidentitäten durch queere Communitys am Beispiel von BDSM-Praktiken. In: Niendel, B./Weiss, V. (Hrsg.): Queer zur Norm. Hamburg: Männerschwarm, S. 30-39.

Berlant, Lauren Gail (2001): Love, a Queer Feeling. In: Dean, T./Lane, Ch. (Hrsg.): Homosexuality and Psychoanalysis. Chicago/London: University of Chicago Press, S. 432-451.

Berlant, Lauren Gail (2008): The Female Complaint: The Unfinished Business of Sentimentality in American Culture. Durham: Duke Univ. Press.

Berlant, Lauren Gail/Edelman, Lee (2014): Sex, or the Unbearable. Durham: Duke Univ. Press.

Bersani, Leo (2008): Shame on You. In: Bersani, L./Phillips, A. (Hrsg.): Intimacies. Chicago: Univ. of Chicago Press, S. 31-56.

Bogaert, Anthony F. (2012): Understanding Asexuality. Lanham: Rowman & Littlefield.

Brown, Gavin (2007): Mutinous Eruptions: Autonomous Spaces of Radical Queer Activism. In: Environment and Planning A 39, S. 2685-2698.

Brühwarm (1979): Sie ham mir ein Gefühl geklaut. In: Album Entartet. David Volksmund Produktion.

Bubeck, Ilona (2000) (Hrsg.): Unser Stück vom Kuchen? Zehn Positionen gegen die Homo-Ehe. Berlin: Querverlag.

Butler, Judith (1999): Revisiting Bodies and Pleasures. In: Bell, V. (Hrsg.): Performativity and Belonging. London: Sage, S. 11-20.

Centaurus, Homosexuelle Initiative Südtirol (2007): Editorial. In: Centaurus News 1, S. 1.

Cvetkovich, Ann (2003): An Archive of Feelings: Trauma, Sexuality, and Lesbian Public Cultures. Durham: Duke Univ. Press.

Dannecker, Martin (1984): Engel des Begehrens. Die Sexualität der Figuren in Hubert Fichtes Werk. In: Heinrichs, H.-J. (Hrsg.): Der Körper und seine Sprachen. Frankfurt/Paris: Qumran, S. 14-35.

Duggan, Lisa (2003): The Twilight of Equality. Neoliberalism, Cultural Politics and the Attack on Democracy. Boston: Beacon Press.

Duggan, Lisa/Hunter, Nan D. (1995) (Hrsg.): Sex Wars. Sexual Dissent and Political Culture. New York/London: Routledge.

Feddersen, Jan (2011): Für Schwule ist es schwerer. In: taz vom 24.6. <http://www.taz.de/!73103>. (Zugriff am 4.1. 2014).

Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

G. (1980): Im Kopfstand mit Eisbein. In: Lesbenstich 1, S. 7-9.

Gammerl, Benno/Hitzer, Bettina (2013): Wohin mit den Gefühlen? Vergangenheit und Zukunft des Emotional Turn in den Geschichtswissenschaften. In: Berliner Debatte Initial 3, S. 31-40.

Genschel, Corinna (2003): Queer Meets Trans Studies: Über den problematischen Stellenwert geschlechtlicher

Transgressionen in Queer Theorie. In: Freiburger FrauenStudien 9, 12, S. 163-185.

Glick, Elisa (2000): Sex Positive: Feminism, Queer Theory, and the Politics of Transgression. In: Feminist Review 64, S. 19-45.

Gould, Deborah C. (2010): On Affect and Protest. In: Cvetkovich, A. et al. (Hrsg.): Political Emotions. London/New York: Routledge, S. 18-44.

Grau, Günter (2001) (Hrsg.): Schwulsein 2000. Perspektiven im vereinigten Deutschland. Hamburg: Männerschwarm.

Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación (2010): Migration, Domestic Work and Affect: A Decolonial Approach on Value and the Feminization of Labor. London/New York: Routledge.

Halley, Janet E./Parker, Andrew (2011): After sex? On Writing since Queer Theory. Durham: Duke Univ. Press.

Halperin, David M. (2007): What do Gay Men Want? An Essay on Sex, Risk, and Subjectivity. Ann Arbor: Univ. of Michigan Press.

Halperin, David M./Traub, Valerie (2009): Gay Shame. Chicago: Univ. of Chicago Press.

Hark, Sabine/Laufenberg, Mike (2013): Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus. In: Appelt, E. et al. (Hrsg.): Gesellschaft: Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 227-245.

Hemmings, Clare (2005): Invoking Affect: Cultural Theory and the Ontological Turn. In: Cultural Studies 19, 5, S. 548-567.

Hemmings, Clare (2012): Affective Solidarity: Feminist Reflexivity and Political Transformation. In: Feminist Theory 13, 2, S. 147-161.

Hocquenghem, Guy (1974): Das homosexuelle Verlangen. München: Hanser.

Hocquenghem, Guy (1979): Wir sind eine soziale Plage. In: Dieckmann, B./ Pescatore, F. (Hrsg.): Elemente einer homosexuellen Kritik. Westberlin: rosa Winkel, S. 121-142.

Kölner Lesben- und Schwulentag e.V. (2009): CSD-Charta. <http://www.colognepride.de/download/csd_charta.pdf>. (Zugriff am 2.1. 2014).

Lenk, Elisabeth (1981): Währungsreform der Lust. In: Courage 3,5 (Sonderheft Sexualität), S. 54-55.

Leys, Ruth (2011): The Turn to Affect: A Critique. In: Critical Inquiry 37, 3, S. 434-472.

Lorenz, Renate (2009): Scham – pervers sexuell arbeiten im kontext neoliberaler ökonomie. In: AG Queer Studies (Hrsg.): Verqueerte Verhältnisse. Hamburg: msk, S. 131-147.

Lorez, Gudula (1977): Lust am eigenen Leib. In: Courage 2, 6/7, S. 31-32.

Love, Heather (2007): Feeling Backward. Loss and the Politics of Queer History. Cambridge: Harvard Univ. Press.

LSVD (2007): Pressemitteilung: Keine Halben Sachen! Gleiche Liebe, gleiches Recht!: <http://www.lsvd.de/presse/pressespiegel/pressespiegel/article/keine-halben-sachen-gleiche-liebe-gleiches-recht-253.html>. (Zugriff am 2.1. 2014).

MacKendrick, Karmen (1999): Counterpleasures. Albany: State Univ. of New York Press.

Massumi, Brian (2002): Parables for the Virtual: Movement, Affect, Sensation. Durham: Duke Univ. Press.

Müller, Klaus (1991): Aber in meinem Herzen sprach eine Stimme so laut. Homosexuelle Autobiographien und medizinische Pathographien im neunzehnten Jahrhundert. Berlin: rosa Winkel.

Muñoz, José Esteban (2000): Feeling Brown: Ethnicity and Affect in Ricardo Bracho's The Sweetest Hangover (and Other STDs). In: Theatre Journal 52, 1, S. 67-79.

Munt, Sally R. (2008): Queer Attachments: The Cultural Politics of Shame. Aldershot: Ashgate.

N.N. (1977): Frauen berichten über ihren Orgasmus. In: Courage 2, 8, S. 4-9.

N.N. (1980): Frauenliebe. In: Lesbenstich 1, S. 13-14.

Nay, Eveline Y. (2013): Feeling Differently. Affektive Politiken der Gleichheit in Differenz. In: Grisard, D. et al. (Hrsg.): Verschieden sein: Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Sulzbach/ Taunus: Helmer, S. 281-294.

Perincioli, Cristina (1980): „.. daß ich erst dann Geld kriege“: Vergewaltigung in der Ehe. In: Courage 5, 6, S. 16-17.

Petersen, Karin (1981): Leichte flatternde Lust. In: Courage 3, 5 (Sonderheft zur Sexualität), S. 34-37.

Plogstedt, Sibylle (1978): Die Gewalt in unseren Köpfen: Kölner Kongreß. In: Courage 3, 6, S. 7-8.

Praunheim, Rosa von/Dannecker, Martin (1976): Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt oder „Das Glück in der Toilette“. In: Praunheim, R. v. (Hrsg.): Sex und Karriere. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, S. 189-199.

Pretzel, Andreas/Weiß, Volker (2012): Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre. Annährungen an ein legendäres Jahrzehnt. In: Dies. (Hrsg.): Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre, Hamburg: Männerschwarm, S. 9-21.

Probyn, Elspeth (2005): Blush: Faces of Shame. Minneapolis: Univ. of Minnesota Press.

Puar, Jasbir K. (2012): Coda: The Cost of Getting Better: Suicide, Sensation, Switchpoints. In: GLQ 18, 1, S. 149-158.

Rexhausen, Felix (1971): Losung 71: Seid stolze Schwule. In: him (Januar), S. 16-17.

Rheiner, Rudolf (1962): Zur Diskussion in kirchlichen Kreisen der Schweiz. In: Der Kreis 11, S. 6-8.

Rolf (1961): Die Ethik der Freundesliebe. In: Der Kreis 12, S. 2-7.

Salmen, Andreas/Eckert, Albert (1989): 20 Jahre bundesdeutsche Schwulenbewegung 1969-1989. Köln: BHV Materialien.

Sedgwick, Eve Kosofsky (2003): Touching Feeling: Affect, Pedagogy, Performativity. 2. Aufl. Durham: Duke Univ. Press.

Sichtermann, Barbara (1981): Der Tanz des sich Vorwagens: Gewalt und Lust. In: Courage 6, 12, S. 6-9.

Thrift, Nigel (2007): Non-Representational Theory: Space, Politics, Affect. London/ New York: Routledge.

Tietz, Lüder (2012): Queer Pride: Normativität oder Normativitätskritik? In: Weiß, V./Niendel, B. (Hrsg.): Que(e)r zur Norm leben. Hamburg: Männerschwarm, S. 40-64.

Weiss, Margot Danielle (2011): Techniques of Pleasure: BDSM and the Circuits of Sexuality. Durham: Duke Univ. Press.

Woltersdorff, Volker (2008): Doppelt pervers? Über schwule, lesbische und transqueere SM-Sozialität. In: Hill, A. et al. (Hrsg.): Lust-voller Schmerz. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 113-126.

Zinn, Dorit (1993): Mein Sohn liebt Männer. Frankfurt/M.: Fischer.